

Europa bauen, den Wandel gestalten

Das Christentum und die Grundlagen Europas. Ein Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Karl Kardinal Lehmann

Einführung: Dieter Berg

Europa bauen – den Wandel gestalten

„Die Erweiterung der EU sollte durch den Begriff der Europäisierung ersetzt werden“, regte der Mainzer Bischof und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Karl Kardinal Lehmann in seinem Vortrag „Das Christentum und die Grundlagen Europas“ am 20. Oktober 2004 im Kongreßzentrum Liederhalle in Stuttgart an. Lehmann forderte nicht nur die quantitative Erweiterung, sondern die qualitativ-kulturelle Vervollständigung Europas. Nach seinen Worten sind der christliche Glaube und die vom Christentum geprägten Werte die größte Stütze für das zusammenwachsende Europa. Lehmann hob hervor, daß Europa von Anfang an eine Einheit in Vielfalt gewesen sei, in der es immer um die zentralen Ideen der Freiheit, der Menschenwürde und der Verantwortung gegangen sei. Der Kardinal kritisierte, daß bei der bisherigen Europäisierung die kulturelle Dimension vernachlässigt werde. Das Christentum gehöre zum Wurzelboden Europas. „Die Christen brauchen mehr Mut zum Bekenntnis und mehr Freude am Evangelium. Dann brauchen sie auch keine Angst zu haben vor den gegenwärtigen Herausforderungen.“

Dieter Berg, der Vorsitzende der Geschäftsführung der Robert Bosch Stiftung, wies in seiner Einführung darauf hin, daß wir in Europa den Dialog mit anderen Zivilisationen nur dann bestehen können, wenn wir uns zunächst einmal mit unseren eigenen geistigen Grundlagen auseinandersetzen, um zu wissen, wo wir herkommen und eine Vorstellung entwickeln, wo wir hinwollen.

Dieter Berg

Einführung

Im Namen der Robert Bosch Stiftung begrüße ich Sie alle sehr herzlich zu unserem zweiten Stiftungsvortrag in diesem Jahr. Vor über zwei Jahren, als der ägyptische Religionsminister Professor Dr. Mahmoud Hamdi Zakzouk den Stiftungsvortrag hielt, mußten wir schon einmal umziehen, damals vom Weißen Saal des Neuen Schlosses in die Alte Reithalle. Das Interesse an diesem Vortrag war für uns überraschend, aber natürlich auch sehr erfreulich. Dieses Mal hat selbst die Alte Reithalle nicht gereicht, die Nachfrage zu befriedigen. Dieses außergewöhnliche Interesse gilt Ihnen, verehrter Kardinal Lehmann. Ich begrüße Sie ganz herzlich und danke Ihnen für Ihre Bereitschaft, heute hier zu uns zu sprechen.

Europa wächst wieder zusammen. Ein neues, ein modernes Europa, ein Europa allerdings, das sich seiner geistigen und moralischen Grundlagen immer weniger bewußt zu sein scheint. Zwar dürfte eine Umfrage mehr als 90 Prozent Zustimmung zu der Aussage erbringen, das Christentum gehöre zu den Grundlagen Europas. Und dennoch ist das Thema Christentum und die Grundlagen Europas Gegenstand allergrößten Interesses. Sind wir uns vielleicht doch nicht so sicher, wie Christentum und Europa zusammengehören?

Die Frage ist natürlich auch, was verstehen wir unter Europa? Einen Kontinent, eine Ansammlung von Menschen, einen Wirtschaftsraum oder etwa auch eine Idee, eine Haltung, einen moralischen Anspruch? Wenn Europa mehr sein soll als eine Landmasse, auf der Menschen Handel treiben, dann müssen wir uns wohl oder übel mit der Geschichte befassen, mit Fragen der Philosophie und der Theologie.

Es ist so leicht, sich vorzustellen, alles, was wir heute tun und denken und für richtig halten, sei das Ergebnis der Erkenntnisse unserer modernen Welt. Dabei verkennen die, die so denken und handeln, daß sie sich aus der geistigen Tradition Europas gar nicht lösen können. Daß die Werte, die sie heute als modern hochhalten, in uralten Werten wurzeln. Den Einfluß der griechischen und römischen Antike, des Christentums und der Aufklärung können wir nicht einfach ablegen wie einen Mantel, er hängt vielmehr an uns wie eine zweite Haut. Auch unsere staatliche Ordnung geht auf diese Wurzeln zurück. Ernst Wolfgang Böckenförde formulierte einmal, die neuzeitliche Staats- und Verfassungsentwicklung beruhe auf Werten, die sie nicht selbst geschaffen habe und die sie auch nicht selbst garantieren könne. Die europäische Verfassung wird keinen Gottesbezug enthalten. Ist das der Abschied vom christlichen Abendland? Wir sprechen oft vom Werteverlust in unserer hochentwickelten Gesellschaft westlicher Prägung. Bei uns leben aber viele Menschen aus anderen Kulturkreisen, die tief in ihren Werten verwurzelt sind. Wer keine eigenen Werte hat, wird vielleicht eines Tages gezwungen, die Werte anderer anzunehmen.

Wenn wir den Dialog mit anderen Zivilisationen bestehen wollen, müssen wir uns zunächst einmal mit unseren eigenen geistigen Grundlagen auseinandersetzen, damit wir wissen, wo wir herkommen und gegebenenfalls sogar eine Vorstellung entwickeln, wo wir hinwollen. Ich denke, daß wir hierfür wichtige Anregungen aus dem heutigen Vortrag mitnehmen werden.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Name Karl Lehmann sagt in diesem Lande jedem etwas. Lassen Sie mich dennoch einer guten Tradition folgend hier ein kurzes Schlaglicht auf seinen Lebenslauf werfen.

Karl Lehmann wurde am 16. Mai 1936 in Sigmaringen geboren. Ein Schwabe? Ein Preuße? Ich vermute, beides. In Sigmaringen besucht er auch das Gymnasium, wohnt zeitweise im erzbischöflichen Knabenkonvikt, macht 1956 das Abitur. Wie sein Biograph zu berichten weiß, erhält er den Scheffelpreis nur deshalb nicht, weil ein Mitschüler einen gleichwertigen Abituraufsatz vorzuweisen hat und durch Losentscheid bevorzugt wurde.

Karl Lehmann studiert Philosophie und Theologie in Freiburg und in Rom, 1962 Promotion zum Doktor der Philosophie, 1963 Priesterweihe in Rom durch Julius Kardinal Döpfner, 1964 bis 1968 Assistent bei Karl Rahner, in dieser Zeit auch unmittelbare Begleitung des zweiten vatikanischen Konzils, 1967 dann Promotion zum Doktor der Theologie, 1968 folgt die Berufung auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Theologische Propädeutik der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, drei Jahre später folgt er einem Ruf auf die Professur für Dogmatik und Ökumenische Theologie der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg. Bei aller Wissenschaftlichkeit der Arbeit ist Karl Lehmann immer auch Seelsorger und Hirte geblieben, so ist die Weihe zum Bischof von Mainz im Jahr 1983 nicht ganz überraschend. Welche Anerkennung und welchen Respekt sich Karl Lehmann im Kreis der deutschen Bischöfe erworben hat, wird im Jahr 1987 deutlich. Mit 51 Jahren ist er der jüngste im Kreis der deutschen Bischöfe, die ihn zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz wählen. Ein Amt, das er bis heute innehat. Schließlich folgt im Jahr 2001 das, worauf jedenfalls hier in Deutschland die Katholiken schon lange gewartet haben, nämlich die Erhebung in den Kardinalsstand.

Kardinal Lehmann ist ein Mann der klaren Worte, aber auch des Ausgleichs. Er steht mit Festigkeit zu den Grund-

sätzen der katholischen Kirche, aber er nimmt auch Fragen und Zweifel der Gläubigen und der Öffentlichkeit ernst und bringt sie nötigenfalls in der eigenen Kirche kraftvoll zu Gehör. Er ist Seelsorger und Kirchenführer in einem.

Ach ja, und dann ist da noch etwas. Karl Lehmann gehört keinem Orden an. Aber das wird sich im Januar 2005 ändern. Dann wird er Ritter des Ordens „Wider den Tierischen Ernst“ werden. Das wird man nur, wenn man sich durch Menschlichkeit und Humor im Amt hervortut, und ich glaube, das kann bei Karl Lehmann niemand bestreiten. Nach über 20 Jahren in Mainz wird es auch höchste Zeit, daß sich der Bischof öffentlich als Karnevalist bekennt.



Karl Kardinal Lehmann

**Das Christentum und die Grundlagen Europas.
Ein Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft**

Karl Kardinal Lehmann

Die Europäische Frage berührt uns in diesen Tagen mehrfach. Immer noch gibt es das Problem, wie es mit einem europäischen Verfassungsentwurf weitergeht. Mit der politischen Einigung der Staats- und Regierungschefs auf einen EU-Verfassungsvertrag am 18. Juni 2004 ist eine gewichtige Etappe erreicht, aber die Rezeption in den einzelnen Staaten ist gerade auch bei der Verschiedenheit der Verfahren wohl noch eine größere Hürde, als viele annehmen. Zurzeit erregt die Frage einer Vollmitgliedschaft der Türkei in der Europäischen Union die Gemüter. Die Spaltung der Bevölkerung, aber auch der politischen Klasse in dieser Frage liegt auf der Hand. Schließlich tritt in den nächsten Wochen die neu gewählte Europäische Kommission mit ihrem portugiesischen Präsidenten Barroso zur Übernahme der künftigen Verantwortung an.

In diesem Vortrag möchte ich nicht auf diese unmittelbaren Aktualitäten eingehen, zumal dies auch an anderer Stelle schon geschehen ist. Ich bin dankbar, das Thema „Das Christentum und die Grundlagen Europas“ grundsätzlicher angehen zu können. Denn von diesen Fundamenten her bekommen auch andere Fragen und Antworten ihre Richtung.

Europa zwischen Vision und Pragmatismus

Ein geeintes Europa ist schon lange eine Vision. Es waren nicht nur Politiker, sondern vor allem auch Schriftsteller und andere Kulturschaffende, die gegen den Nationalismus in Europa zu Feld zogen und poetisch-utopisch ein Gemeinschaftsgefühl beschworen, das endlich aus der verwirrenden Vielfalt und der tödlichen Zerstrittenheit herausführen sollte. Oft genug sind sie von denen belächelt worden, die sich als „Pragmatiker“ auf das „Machbare“ beriefen. Die europäische Kooperation wurde dabei vielfach als Voraussetzung der Friedenssicherung und der Wahrung einer gemeinsamen Kultur verstanden. Die Visionen und Polemiken sind von einer verblüffenden Aktualität. Wenn es gelegentlich auch zu einer Begegnung zwischen poetischer Europavision und politischer Praxis kam, so fehlt gerade in unserer Zeit zum Thema „Europa“ zum Beispiel eine fruchtbare Begegnung zwischen Kulturschaffenden und Politikern. Den einen geht so leicht die zukunftsweisende Inspiration ab, den anderen mißlingt die Vermittlung mit der nüchtern betrachteten Realität.

Diese Spaltung findet sich wohl in sehr vielen Menschen. Auf der einen Seite lebt in jedem von uns die Sehnsucht nach einer Überwindung enger Grenzen, nationalistischer Übersteigerung, ruinösen wirtschaftlichen Verdrängungswettbewerbs und überholter Kleinstaaterei. Viele trauern noch um den unsinnigen Tod so vieler auf den Schlachtfeldern Europas. Schikanen bei Grenzübertritten verursachen Kopfschütteln. Auch wenn uns oft weniger als eine Flugstunde von anderen Ländern trennt, so ist zum Beispiel die Anerkennung vieler Schul- und Studienabschlüsse immer noch nicht ausreichend gelöst. Überall, wo sich solche Hindernisse auftürmen, gibt es bei uns allen kleinere und größere Europavisionen. Aber die Realität holt uns rasch wieder ein. Die

Vielfalt der Sprachen zeigt uns rasch die eigenen Grenzen auf. Die wirtschaftliche Situation hat immer noch zwischen den einzelnen Staaten ein großes Gefälle. Geht es um wirtschaftliche Interessen, werden Verhandlungen knallhart. Wir alle haben unser Wunschbild „Europa“ im Kopf, aber es ist nicht das Ergebnis des Ausgleichs vieler Bestrebungen und Interessen, die überall existieren und berücksichtigt werden wollen, sondern eben oft nicht viel mehr als eine vage Utopie.

Hinzu kommen Ängste. Jahrzehntlang war Europa in Ost und West gespalten. Die Mauer durch Mitteleuropa schien der einzige wirkliche Gegensatz zu sein. Nachdem sie gefallen ist, zeigt es sich, wie viele Sperren noch in unseren Köpfen sind. Dies gilt für ganz Europa. Alte nationalistische Einstellungen, die wir längst überwunden glaubten, treten über Nacht wieder auf. Allianz-Muster aus dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit gewinnen in den Beziehungen der Staaten untereinander wieder die Oberhand. Blutige Bürgerkriege, wie im ehemaligen Jugoslawien, zerschlagen jäh unsere Europaträume. Viele glauben auch, wir müßten zu viel für dieses Europa opfern: eine stabile Währung, einen relativ hohen Lebensstandard, viele soziale Errungenschaften, große Freiheiten, kulturelle Vielfalt und regionalen Reichtum. Sie wittern einen mächtigen Verwaltungsapparat, der mit seiner bürokratischen Macht vieles einebnet und in eine gleichmacherische Uniform preßt. Manchen erscheint der Integralismus der Europäischen Union mit seinen vielen Regelungsmechanismen wie das große Tier der Apokalypse. Diese Angst wird zuweilen auch bewußt geschürt.

Aber es darf nicht bei dieser unfruchtbaren Gegenätzlichkeit bleiben. Wir dürfen uns nicht entmutigen und zerreiben lassen zwischen einer Europavision, die an der Wirklichkeit schnurstracks vorbeiläuft, und einem platten

Pragmatismus, der keine moralische Kraft aufbringt gegen den Druck der Stärkeren, der Anpassung aller an das, was ist, und der Gewalt derer, die sich rücksichtslos durchsetzen.

Mit diesen allgemeinen Erwartungen, die manchmal eher Wunschbilder sind, und dieser resignierten Einschätzung der Wirklichkeit läßt sich jedoch eine so große Aufgabe wie ein neues Europa nicht erfüllen. Wir müssen uns neu auf die realen Möglichkeiten und unsere Verantwortung besinnen, um die Zukunft gewinnen zu können.

Neue Verhältnisbestimmung von Ost und West

Dabei ist ein Blick in die Vergangenheit, auf tiefe und oft weithin verborgene Folgen der Diktaturen in Mittel- und Osteuropa dringend notwendig. Man kann nicht all das vergessen, was in Jahrzehnten geschehen ist. Grundlegende Dimensionen des Menschseins wurden für unzählige Menschen in den östlichen Diktaturen jahrzehntelang ausgeblendet oder gering geschätzt: seine Sehnsucht nach Freiheit, sein Verlangen nach Wahrhaftigkeit, seine schöpferische Entfaltung, seine Freizügigkeit. So ist auch der Glaube systematisch ausgetrieben worden. Das Wunder der Befreiung besteht letztlich darin, daß der Mensch – als Einzelner und in Gemeinschaft – sich mit seinen Hoffnungen und in seinem Verlangen gegen Systeme durchgesetzt hat, die überaus perfekt und unüberwindlich schienen. Aber auch bei denen, die dem Druck standgehalten haben, ist nach so langer Zeit vieles infiziert und angekränkelt. Wo man jahrzehntelang stets gegängelt wurde, ist es schwer, plötzlich Kreativität und Fantasie aufzubringen. Wer zum Beispiel nie wählen konnte zwischen verschiedenen Möglichkeiten, dem erscheint nun die Notwendigkeit einer Entscheidung zuerst wie eine Qual. Dies

gilt nicht nur für politische Wahlen. Wer nicht wußte, ob Wanzen in seiner Wohnung eingebaut sind und was der Nachbar beziehungsweise der Arbeitskollege über ihn weitergibt, bleibt noch geraume Zeit mißtrauisch. Diese Situation muß noch für lange Zeit sehr ernst ins Auge gefaßt werden. Es ist nicht zufällig, daß damit auch die christlichen Wurzeln zerstört worden sind.

Das neue Europa ist nicht die Wiederherstellung einer früheren geschichtlichen Stufe seiner Existenz, es wird aber auch nicht einfach in den Treibsand einer geschichtslosen Zukunft hineingesetzt. Der wahre Blick in die Vergangenheit kann auch befreiend wirken für die Zukunft. Europa war eigentlich von Anfang an und besonders auch in der Neuzeit immer eine Einheit in Vielfalt. Seine Kultur war aus griechischen, römischen, jüdisch-christlichen, islamischen und humanistischen Wurzeln gewachsen. Immer ging es um die zentralen Ideen der Freiheit, der Menschenwürde und der Verantwortung, die mehr und mehr von den Institutionen der Demokratie geschützt wurden. Die schwierige Aufgabe einer wirklichen Einigung des vielgestaltigen Europas ist durch die Teilung in Ost und West lange verdeckt geblieben. Wir haben eher mit der Dauerhaftigkeit der Teilung gerechnet. Der Ernstfall einer europäischen Einigung aus Ost und West war lange Zeit eher eine Utopie, auch wenn viel davon gesprochen worden ist. Nun besteht die echte Möglichkeit, daß Europa wieder neu zu sich kommt und zu sich erwacht. Die Revolutionen in Mittel- und Osteuropa haben dazu beigetragen, daß in Europa die Geschichte nicht mehr stillsteht, sondern daß sie neu in Bewegung geraten ist.

Was daraus entsteht, ist jedoch keineswegs eine einfache, überschaubare Größe. Der Eiserner Vorhang hat uns bis zur Wende des Jahres 1989 die grundlegende Orientierung sogar relativ leicht gemacht. Geistige Bewegungen und politische

Systeme prallten eindeutig aufeinander. An der Mauer konnte man gut sortieren, was der Freiheit dienen sollte und was der Versklavung zugeordnet hat. Aber in Wirklichkeit war dieses Europa immer äußerst komplex und keineswegs homogen. Vielleicht haben uns im ersten Augenblick unter dem Einfluß eines mitunter recht hochgestimmten Enthusiasmus manche Schlagworte die Vielfalt der inneren Situation etwas vernebelt. Die Bilder vom „gemeinsamen europäischen Haus“ oder von der „europäischen Familie“ sind nicht falsch, aber sie haben in ihrer sympathischen Plausibilität über die Schwierigkeiten hinwegtäuscht.

Dies gilt besonders auch im Blick auf den deutschsprachigen Raum. Politik und Kultur waren immer abhängig von europäischen Einflüssen. Diese strömten in die Mitte Europas ein, wurden dort aufgenommen, umgeschmiedet, auf schöpferische Weise zu Eigenem verarbeitet und schließlich wieder nach anderen Seiten hin ausgestrahlt. Erst in diesem beständigen Austausch erhalten die Länder des deutschsprachigen Raumes in Mitteleuropa Eigenart und Kontinuität.

Europas Geschichte ist spannungsvoll und widersprüchlich. Sie hat auch Rückseiten. Es ist eine Geschichte der unaufhörlichen Kriege, des Imperialismus, der Unterdrückung der übrigen Welt, des Ausblutens anderer im Dienste des eigenen Wohlstands. Sind nicht auch viele Ideale und Träume der Freiheit Vorwand für Anarchie und Willkür gewesen? Die Demokratie kam nur auf Umwegen zu uns. Sie ist nicht der europäische Regelfall gewesen. Wir haben heute eine besonders gute Chance. Die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute ist die längste Friedenszeit, die Europa jemals erfahren hat. Die Zukunft Europas ist so offen wie schon lange nicht mehr. Die vielen Nationen dürfen jedoch nicht in den alten Fehler zurückfallen, vorwiegend ihre nationalen Eigeninteressen zu entfalten. Die Nation ist trotz des

hohen Ranges, der ihr zukommt, nicht der höchste Wert einer Gemeinschaft. Eine solche Situation der Offenheit, wie sie uns seit 1989 geschenkt ist, hat auch ihre Gefahren, die eine große Wachsamkeit erfordern: Es dürfen nicht die alten Bündniskonstellationen aus dem Abgrund der Geschichte auftauchen. Wir müssen aus den Katastrophen des 20. Jahrhunderts lernen.

Vielfältige Wurzeln

Es braucht eine neue Identität Europas, die freilich nicht nur im politischen Bereich oder in der Übereinstimmung wirtschaftlicher Interessen gründen kann. So wichtig das Zusammenwachsen in der politischen und ökonomischen Dimension auch sein mag, so darf die kulturelle, das heißt geistig-spirituelle und ethische Identität des neuen Europa nicht so vernachlässigt werden, wie dies bisher weithin der Fall war. Die Frage nach diesen geistigen Wurzelkräften des künftigen Europas läßt sich auch nicht durch den bloßen Hinweis auf die je verschiedenen Kulturen in den einzelnen Regionen und Ländern, Sprachen und Nationen oder gar durch den Hinweis auf die weltanschauliche Neutralität und die Religionsfreiheit beantworten. Denn dies würde, spirituell und ethisch gesehen, einen Rückzug auf die Pluralität gleichgültig nebeneinander stehender Weltanschauungen oder einer Fluchtbewegung ganz ins Private gleichkommen. Tendenzen dafür gibt es genug. Hier hat der Westen gewisse Vorbehalte der Länder und Kirchen in Mittel- und Osteuropa noch nicht genügend begriffen.

Die europäische Kultur ist – wie schon gesagt – aus vielen Wurzeln zusammengewachsen. Der Geist der alten Griechen und der römischen Welt, die Errungenschaften der

lateinischen, keltischen, germanischen und slawischen Völker, die hebräische Kultur und auch die islamischen Einflüsse gehören zu diesem Ganzen. Auch wenn die Völker Europas vielleicht häufiger gegeneinander als miteinander gehandelt haben, so entstammen sie doch einer gemeinsamen kulturellen Überlieferung. Es gibt auch keine Epoche, die nicht an diesen geistigen Grundlagen weitergebaut hätte. Europa war immer ein solches Wagnis im Wandel und ist darum auch heute ein „unvollendetes Projekt“ (J. Habermas). Es wäre eine Fiktion, sich so zu verhalten, als ob dies je anders gewesen wäre, und es wäre ein Versäumnis, die uns heute gegebene Chance nicht zu ergreifen.

Die Spaltung Europas hat das Schwergewicht auf Westeuropa und die Völker germanischer und romanischer Herkunft verschoben. Wir müssen wieder neu lernen, daß die slawische Welt gleich ursprünglich und gleichberechtigt zu diesen Säulen Europas gehört.

Der christliche Glaube – Wurzelboden Europas

Es ist müßig, sich um die Vorherrschaft des einen oder anderen kulturellen Elementes im geistigen Fundament Europas zu streiten. Niemand kann nämlich leugnen, daß der christliche Glaube ganz entscheidend zum bleibenden Wurzelboden Europas gehört. Daran haben auch die Kirchenspaltungen des 11. und 16. Jahrhunderts in Ost und West nichts ändern können, so sehr die einheitsstiftende Kraft des christlichen Glaubens dadurch bis heute empfindlich geschwächt wurde. Europa wurde der erste Kontinent, der sich in seinem ganzen vielgestaltigen Erbe vom christlichen Glauben erfassen ließ und damit die Voraussetzung schuf für eine vom Glauben der Kirche geprägte Einheit und Kultur.

In diesem Sinne sprechen wir mit Recht von „christlichen Wurzeln“ Europas. Niemand will damit behaupten, „Europa“ und „Christentum“ würden schlechthin zusammenfallen. Eine solche Identifizierung wäre auch nicht im Interesse des Christentums selbst, denn der christliche Glaube ist eine Einladung zur Gemeinschaft mit Gott, die an alle Menschen gerichtet ist. Das Christentum darf in seiner universalen Sendung nicht „eurozentrisch“ verkürzt werden. Es hat durch die Kraft des Geistes die Fähigkeit zur Inkulturation bei allen Völkern und in allen Sprachen. Aber niemand wird deshalb leugnen, daß der christliche Glaube der Kultur Europas so sehr Gestalt verliehen hat, daß sie ohne ihn ihre Identität nicht bestimmen könnte. Auch der einzelne Europäer, selbst wenn er sich vom Glauben völlig lossagen sollte, muß sich immer wieder der Frage nach dem Sinn des Christentums und der von ihm inspirierten Kultur stellen.

Die Neuheit und die tief wirksame, ja unverbrauchte Kraft des christlichen Glaubens zeigt sich in der europäischen Kultur auch dann noch, wenn andere, zum Teil auch entgegengesetzte oder feindselige Tendenzen, die Geschichte mitbestimmen. Der christliche Glaube hat auch sehr viele Anstöße für Einstellungen und Einrichtungen gegeben, die – wenigstens später – oft außerhalb der Kirche oder manchmal auch gegen sie verliefen. Man denke nur an den Humanismus, die Rolle der Technik, die Bedeutung der Wissenschaft und die Entdeckung sowie den Rang der Menschenrechte. Auch die konkrete Humanität Europas ist noch in Bewegungen, die dem christlichen Glauben ferner gerückt oder gar fremd geworden sind, vom christlichen Erbe inspiriert, zum Beispiel in Werken der Wohltätigkeit. Heute ist eine solche Herkunft oft vergessen, wird nicht selten verleugnet oder auch entstellt. Aber es bleibt eine ernsthafte Frage, wie weit grundlegende Einsichten des christlichen Menschenbildes,

wie zum Beispiel Personwürde oder Barmherzigkeit beziehungsweise Vergebung, abgespalten werden können vom lebendigen Wurzelgrund des Glaubens, ohne daß sie – wenigstens auf Dauer – ihren authentischen Sinn verlieren. Das Christentum muß heute, gerade auch in gemeinsamer ökumenischer Verantwortung, manches Geistesgut, das aus dem Bereich der Kirche selbst ausgewandert und fast unkenntlich geworden ist, wieder identifizieren, sich neu aneignen und mit seinem eigenen Leben füllen. So ist zum Beispiel Menschenwürde für jede einzelne Person und in jedem Fall nach meiner Überzeugung auf Dauer nicht aufrechtzuerhalten ohne die Glaubensüberzeugung, daß der Mensch Ebenbild Gottes ist und darin seine Auszeichnung und Würde findet. Dies zeigt sich in unserer heutigen Diskussion über die Person- und Menschenwürde auch des ungeborenen Kindes und im Bereich der Bioethik und Gentechnologie. Christliche Werteüberzeugungen können regelrecht auswandern und sich ihrem Ursprung entfremden.

Wenn wir von Europa sprechen, blicken wir aus christlicher Verantwortung also nicht primär zurück, träumen nicht nostalgisch von einem romantisch vergoldeten „Abendland“ (das es in dieser Gestalt dann doch niemals gab!), sondern sorgen uns um das gegenwärtige und künftige Europa mit seinen Spannungen und Widersprüchen. Dabei sind wir uns bewußt, daß es sich heute in diesem Europa um Zivilisationen handelt, die dazu neigen, in der Gestaltung des menschlichen Lebens von der Beziehung zu einem lebendigen Gott völlig abzusehen und allein den eigenen Kräften der menschlichen Vernunft, der Wissenschaft und der Technik zu vertrauen.

Die Christen müssen entschieden die offene Auseinandersetzung und den geistigen Wettbewerb mit jenen aufnehmen, die das neue Europa unter Ausschluß christlicher

Wirkkräfte und erst recht der Kirchen gestalten möchten. Der Glaube an den dreifaltigen Gott und an die unverletzliche Menschenwürde hat gerade nach den Ereignissen der „Wende“ allen Grund, wieder mutiger, tiefer und überzeugender Rechenschaft abzulegen von der Hoffnung, die in uns lebt und die uns erfüllt. Die Christen haben bisweilen zu viel Kleinglauben, eine zu große geistig-spirituelle Trägheit und Feigheit. Sie brauchen mehr Mut zum Bekenntnis und mehr Freude am Evangelium. Dann brauchen sie auch keine Angst zu haben vor den gegenwärtigen Herausforderungen.

Europa darf sich freilich nicht bloß auf sein christliches Erbe von früher berufen, sondern muß durch das heutige Zeugnis der Christen in Stand gesetzt werden, in der Begegnung mit der Person und der Botschaft Jesu Christi neu über seine Zukunft zu entscheiden. Nur unter diesen Voraussetzungen gilt das Wort, daß die Kirche nicht am Ende ist. Dazu brauchen wir Kirchen im Westen auch die Hilfe und das Beispiel der Schwestern und Brüder in Mittel- und Osteuropa, die ihre Stärke und Freude des Glaubens, lange im Leiden erprobt, nicht um das Linsengericht moderner Anpassung preisgeben dürfen.

Das christliche Proprium in einem säkularisierten Europa

Europa hat christliche Wurzeln, aber gerade in dieser Hinsicht ist es heute ent wurzelt. Es nützt nichts, ein Klage lied über die Säkularisierung anzustimmen, vielmehr muß sich der Glaube in dem vielstimmigen Chor der Stimmen, die in einer pluralistischen Gesellschaft laut werden, zu Wort melden und behaupten. Es hat keinen Sinn, insgeheim doch auf so etwas wie ein christliches Abendland zu warten, in dem

die Kirche eine zentrale geistige Führung und Steuerungsfunktion inne hätte. Vielmehr muß sie radikal damit ernst machen, daß sie unter den Voraussetzungen von Religionsfreiheit und Pluralismus ihre Stimme ungeschwächt zur Sprache bringt.

Diese Grundsituation ist zwar mit Worten leicht zu akzeptieren, aber es ist viel schwieriger, sie auch von innen anzunehmen. Es wird besonders darauf ankommen, daß die Kirchen in den Ländern vor allem auch Mittel- und Osteuropas sich nicht an irgendwelchen Modellen der Vergangenheit orientieren, wie sie als Kirche in der Gesellschaft stehen und sich zum Staat verhalten. Es ist manchmal erschreckend zu sehen, wie sehr man sich wieder an solche antiquierten Modelle anlehnt – oft aus Verlegenheit. Wir im Westen sind gewiß nicht die unfehlbaren Lehrmeister, dürfen jedoch den Rat geben, den Anspruch des Glaubens in den heutigen Gesellschaften mehr durch Einladung, Argumentation und Überzeugungsarbeit zu vermitteln als mit Hilfe vorwiegend monologischer Erklärungen oder autoritativer Weisungen, die in Einzelfragen durchaus ihren Sinn haben können.

Was die Kirche zuerst tun muß, ist das, was ihre ureigene Aufgabe ist und was sie täglich vollzieht: die Verkündigung des Evangeliums. Alle Erneuerungsbemühungen der letzten Jahrzehnte, auch des Zweiten Vatikanischen Konzils, zielten darauf hin ab, daß die Kirche selbst immer mehr fähig werde, den Menschen unserer Zeit das Evangelium zu verkünden. Man hat dies mit guten Gründen Neu-Evangelisierung genannt. Der Begriff ist oft genug verdächtigt worden, als ob er einen katholischen Allein- und Sonderanspruch für eine „Rechristianisierung“ Europas zum Ausdruck bringe. Schon die Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa hat in ihrem Schlußdokument am 13. Dezember 1991 unmißverständlich mit Zustimmung des Papstes klargestellt: „Die

Neu-Evangelisierung ist kein Programm zu einer so genannten ‚Restauration‘ einer vergangenen Zeit Europas, sondern sie verhilft dazu, die eigenen christlichen Wurzeln zu entdecken und eine tiefere Zivilisation zu begründen, die zugleich christlicher und so auch menschlich reicher ist. Diese ‚Neu-Evangelisierung‘ lebt aus dem unerschöpflichen Schatz der ein für alle Mal in Jesus Christus erfolgten Offenbarung. Es gibt kein ‚anderes Evangelium‘. Mit Bedacht wird sie Neu-Evangelisierung genannt, weil der heilige Geist stets die Neuheit des Wortes Gottes hervorbringt und beständig die Menschen geistig und geistlich aufweckt. Diese Evangelisierung ist auch deshalb neu, weil sie nicht unabänderlich an eine bestimmte Zivilisation gebunden ist, da das Evangelium Jesu Christi in allen Kulturen aufleuchten kann.“ An dieser Aussage, um die viel gerungen wurde, kann man nicht vorbeigehen.

Die Kirche leistet auch für das künftige Europa das Beste, wenn sie ihrem eigenen Auftrag treu bleibt. Dann baut sie nämlich durch ihre Verkündigung und den Religionsunterricht, ihre Theologie und ihre vielfältige Präsenz in der Gesellschaft die Werte auf, die einer Erneuerung bedürfen: die Menschenwürde, das Menschenbild, das Ethos des Alltags, die Verwirklichung einer Einheit in den „Grundwerten“ mitten in aller weltanschaulichen und religiösen Vielfalt. Es besteht kein Zweifel, daß zu diesen Aufgaben auch die Vertiefung und Verbreitung der christlichen Sozialethik gehört, wie sie in der Katholischen Soziallehre eine in der Kirche verbindliche Gestalt gefunden hat. Was hier an gesellschaftlichen Gestaltungsprinzipien formuliert worden ist, bedarf gewiß der Konkretisierung. Wenn in jüngster Zeit sogar in den Maastrichter Verträgen und so im Verfassungsentwurf für Europa das Prinzip der Subsidiarität angeführt wird, gewiß in Anlehnung an die Tradition der Katholischen Soziallehre, dann ist dies nur ein Beleg dafür, wie solche Gestal-

tungsprinzipien gleichsam über Nacht eine überraschende Bedeutung erhalten. Hier wäre vieles zu sagen über die vielen Felder, auf denen vor allem Laien sich für den Aufbau eines neuen Europas aus dem Geist des Christentums einsetzen: Förderung der Würde des Menschen, Ehrfurcht vor dem unantastbaren Recht auf Leben, Recht auf Gewissens- und Religionsfreiheit, Rolle von Ehe und Familie, Sorge um das Gemeinwohl, Bewahrung der Schöpfung, Verantwortung für die Medien. Es wäre von der Frauenfrage bis zur Gesundheitspolitik ein weiter Katalog von Anwendungsgebieten, der hier entfaltet werden müßte.

Die katholische Kirche ist eine Weltkirche, die in ihren eigenen Strukturen immer wieder neu um die Balance von Einheit und Vielfalt ringen muß. Deshalb wird die Kirche einerseits gewiß für wirksame Strukturen einer europäischen Einigung eintreten, aber auch den Integrationsprozeß kritisch begleiten. Brüssel darf nicht eine große Planierraupe werden, die auf dem Weg zur Integration besonders die regionalen Kultureigenheiten niederwalzt. Die Modernisierung ist nicht so unschuldig, wie sie sich gibt. Sie gefährdet und zerstört oft auch unreflektiert zum Beispiel religiös geprägte Milieus.

Neben den europäischen Einheitskonzepten sind die nationalen und regionalen Besonderheiten der europäischen Länder nicht minder wichtig. Es gibt eine Einheitsbesessenheit, die ungeniert an der Vielheit der Sprach-, Denk- und Lebensformen Europas vorbeigeht. Die Kirchen werden hier gerade durch ihre feste Verwurzelung in den einzelnen Ländern eine Europa-Mentalität fördern, die das verbindliche Allgemeine bejaht, ohne die Bedeutung des Lokalen und Regionalen zu verwischen.

Die Kirche denkt weltweit. Sie kann Europa nicht ohne die anderen Kontinente begreifen. Es wäre nämlich das verhängnisvolle Zeichen eines kollektiven Egoismus, wenn das

neue Europa sich selbstzufrieden von den Nöten der übrigen Welt zurückziehen würde. Dafür gibt es leider einige Anzeichen. Aber dies dürfen wir nicht hinnehmen. Im Gegenteil, Europa muß möglichst bald seine weltweite Verantwortung gegenüber den Armen, unterentwickelten Völkern, der Hungersnot, der Schuldenlast, vielfältiger Ungerechtigkeit und der Bedrohung der Schöpfung unter Beweis stellen. Die Migrationsbewegungen und das Nord-Süd-Gefälle werden von den künftigen Europäern verlangen, daß sie immer wieder über ihre eigenen Interessen hinausgelangen und sich den noch stärker werdenden Nöten der Weltgesellschaft zuwenden. Ohne diese Perspektiven und diesen Horizont wären wir nicht wahrhaft katholisch im ursprünglichen Sinne des Wortes.

Das größte Hindernis für die Aufgabe der Kirchen, ihre eigene Verantwortung für Europa mit voller Kraft und glaubwürdig zu vertreten, ist ihre Gespalten- und Zerrissenheit. Gewiß gibt es auf fast allen Gebieten eine ermutigende ökumenische Zusammenarbeit in den letzten Jahrzehnten. Auch findet man in den Europa-Initiativen der evangelischen, katholischen und orthodoxen Kirchen Europas viele gemeinsame Tendenzen. Ich nenne nur die Evangelisierung als erste Aufgabe. Im bald zu Ende gehenden Bonifatius-Gedenkjahr haben wir diese Aufgabe immer wieder auch von einem neuen Aufbruch zu missionarischer Seelsorge her in Angriff genommen. Wenn wir einander näher kommen, kann dies nur gelingen, wenn wir gemeinsam und einzeln mehr auf die Mitte zugehen, die nur Jesus Christus selbst sein kann.

Neuer Schwung für ein neues Europa

Die Kirchen können also dazu beitragen, den Werteüberzeugungen zu mehr Vitalität zu verhelfen. Werteüberzeugungen brauchen konkrete Vorbilder. Der christliche Glaube ist dafür nach wie vor die größte Stütze für das zusammenwachsende Europa. Die Kirchen sind traditionelle und zukunftsweisende sinnstiftende Institutionen.

Besondere Bedeutung erlangen die Werteüberzeugungen auch für die Länder, die seit dem 1. Mai 2004 der Europäischen Union beigetreten sind oder es in Zukunft vielleicht tun werden. Es genügt nicht, die Einhaltung eines gemeinschaftlichen Niveaus („acquis communautaire“) von ihnen zu verlangen. Es muß sichergestellt werden, daß diese Länder sich mit ihrem vielfältigen kulturellen und religiösen Leben in der Europäischen Union aufgehoben fühlen können. Gelingt es nicht, eine Vitalisierung der Werteüberzeugungen zu erreichen, so wird die Erweiterung der Union eine müde Geschichte sein und die oft beklagte Mattigkeit Europas vielleicht eher noch verschlimmern. Vor diesem Hintergrund ist zu überlegen, ob nicht der Begriff bloßer „Erweiterung“ durch den Begriff der Europäisierung ersetzt werden sollte. Der Begriff „Erweiterung“ läßt den Eindruck entstehen, es handle sich bloß um eine quantitative Vervollständigung Europas im Sinne einer neuen Ganzheit. Das ist nicht der Fall. Es geht vielmehr um eine qualitativ-kulturelle Vervollständigung Europas. Dieses Verständnis würde die Grundlage schaffen für neue Visionen zur Verwirklichung der europäischen Einigung und könnte zu einer wirklichen, auch spirituellen Dynamisierung des Prozesses beitragen. Den Kirchen wird dabei eine wesentliche Rolle zukommen, auch wenn man ihnen nicht allein diese Aufgabe aufbürden darf.

Wir sehen manchmal im Westen und im Osten Europas überwiegend die Probleme der verfolgten Assoziation aus der ökonomischen und vielleicht auch politischen Perspektive. In dieser Hinsicht gibt es trotz aller Fortschritte in den Verhandlungen noch einige ungelöste Probleme, die man im Interesse der einzelnen Länder gewiß nicht übergehen darf. In Polen ist zum Beispiel die Klärung der Zukunft der Landwirtschaft eine wirkliche elementare Lebensfrage, ja für viele Bauern eine Überlebensfrage. Aber vielleicht muß man betonen, daß dies eine legitime Sehweise ist, die freilich insgesamt der Erweiterung bedarf. Wir sind durch die jahrzehntelange Trennung Europas infolge des Eisernen Vorhangs zu sehr gewohnt, „Europa“ weitgehend mit Westeuropa zu identifizieren. Es war immer schon eine ungelöste Aufgabe neben den westlichen und südlichen Kulturen, neben dem griechischen und lateinischen, germanischen und sogar arabischen Kulturbeitrag, die viel höhere Bedeutung der osteuropäischen Geschichte, ja des slawischen Erbes in Europa gebührend in Rechnung zu stellen. Ich habe den Eindruck, daß wir auch 15 Jahre nach der Aufhebung der kommunistischen Diktaturen in dieser Hinsicht, mindestens in unseren Köpfen, diese tiefe Zusammengehörigkeit noch nicht genügend rezipiert haben. Deswegen sollten wir mit einem Sprachgebrauch wie zum Beispiel „Erweiterung“ in der Tat viel vorsichtiger sein. Das westliche Europa, besonders in den Grenzen der Europäischen Union, muß bescheiden zur Kenntnis nehmen, daß es sich nicht als eine in der Substanz vollständige Größe begreifen darf, zu der eben andere hinzukommen. Es geht also um mehr, wenn wir vorschlagen, besser von „Europäisierung“ zu sprechen. Im übrigen haben wir ja auch in der westlichen Kirche ähnliche Probleme. Darum hat uns Papst Johannes Paul II., der hier wirklich auch als ein Pole mit der geistigen, historischen und gesellschaftlichen Erfahrung die-

ses Landes spricht, bei seinen Äußerungen zu Europa immer wieder von den beiden Lungenflügeln in Ost und West gesprochen und uns durch die Ausrufung der Slawenapostel Kyrillos und Methodios zu Patronen Europas eine bleibende Erinnerung dafür geschaffen.

Dies hat eine ganz besondere Bedeutung, auch im Blick auf den Ort und die Bedeutung Europas in der Welt. Wir spüren dies nicht nur seit dem 11. September 2001.

Auch um die eigene Rolle in der Welt erfüllen zu können, bedarf Europa einer inneren Festigung. Die Werte, die Europa zu bieten hat, sind Ergebnis der Kulturgeschichte Europas, die über die Jahrhunderte hart erkämpft wurden. Sie sind auch heute ständigen Anfechtungen ausgesetzt und müssen immer wieder neu entdeckt, erneuert und nach vorne verteidigt werden. Wenn sie hinausgetragen werden sollen in die Weltgemeinschaft, in der es Bestrebungen zur Realisierung dieser Werte, aber auch mannigfaltige Rückschläge gibt, so ist die erste Voraussetzung ein glaubwürdiger Einsatz für sie und die überzeugende Darstellung dieser Werte nach innen. Die Prinzipien der Menschenrechte, der sozialen Gerechtigkeit, der Solidarität, der Freiheit und des Friedens müssen für eine eigene staatliche und gesellschaftliche Ordnung Europas unter neuen Bedingungen entwickelt und angewendet werden. Die Entwicklung einer neuen Sensibilität und Erfahrung europäischer Zusammengehörigkeit ist unerlässlich. Solidarität und Zusammengehörigkeitsgefühl sind aber nicht durch Aufrufe oder eine vordergründige Europabegeisterung zu erreichen.

Wir bedürfen also für alle Aufgaben der Gemeinschaft einer gemeinsamen Werteüberzeugung. Wie kann eine solche gefunden werden? Genauso wie jeder einzelne Staat kann Europa diese Werteüberzeugung nicht allein aus sich heraus schaffen. Um so mehr aber stellt sich die Frage: Wo

sind die Kräfte verwurzelt, die dieser abstrakten Gesellschaft jene Substanz vor allem in ethischer Hinsicht geben, welche diese Gesellschaft konkret-geschichtlich trägt? Von woher haben Staat und Gesellschaft jene Fundamentalüberzeugungen vom Sinn menschlichen Zusammenlebens? Der moderne Staat kann sie nicht erzeugen, da er seine weltanschauliche Neutralität aufgeben müßte. Hier ist an das bekannte Wort des Staatsrechtslehrers Ernst-Wolfgang Böckenförde zu erinnern: Der säkularisierte Staat und die moderne Gesellschaft leben von Voraussetzungen, die sie nicht selbst garantieren können, auf die sie aber elementar angewiesen sind. Es kommt damit auf jene gemeinsamen Rechtsgüter, Grundsätze und Überzeugungen an, die den Menschenrechten und Grundrechten vorausliegen und diese erst begründen. Das Christentum steht an der Wiege vieler solcher Grundwerte, die – wie immer ihr letzter Kern begründet wird – eine universal vermittelbare und mit der menschlichen Vernunft vollziehbare Einladung beziehungsweise Verpflichtung für alle darstellen, wie zum Beispiel die Friedenserziehung zeigt.

Jacques Delors, überzeugter Katholik und Sozialist, bezeichnete es 1992 in seiner Eigenschaft als Präsident der Europäischen Kommission vor allem als eine Aufgabe der Kirchen, dazu beizutragen, das von ihm aufgedeckte und bedauerte „moralische Defizit“ in Europa zu überwinden. Er hat auf das Fehlen einer kräftigen sozialen Dimension, auf die Umwelt- und Wissenschaftspolitik hingewiesen und auf die großen bioethischen Fragen. Er sagte: „Wenn es uns nicht gelingt, unserem Kontinent wieder eine ‚Seele‘ zu geben, verlieren wir den Kampf um Europa – denn mehr denn je werden wir mit ethischen und politischen Fragen konfrontiert. Hierbei spielen Kirche und Religion eine wesentliche Rolle.“ Der bisherige Präsident Romano Prodi denkt ähnlich.

Nicht vergessen werden sollte auch, daß die Gründerväter Europas gerade keine Bürokraten und Technokraten waren. Sie waren erfahrene Politiker, die das Ohr am Puls der Zeit und der Menschen hatten. Sie waren vor allem auch überzeugte Christen und daher den religiösen Wurzeln Europas verhaftet. Sie stellten bei ihren Überlegungen die Bürger in den Vordergrund. Jean Monnet sagte dazu: „Nicht Staaten vereinigen wir, sondern Menschen“. Und er gab einen Hinweis, der gerade für ein Europa am Scheideweg sehr aktuell ist. Er sagte: „Wenn ich noch einmal anfangen könnte, würde ich mit der Kultur anfangen.“ Alfred Grosser, der als europäischer Denker, als Nichtkirchenmitglied und doch Sympathisant für die Rolle der Kirche einen Namen hat, drückt es so aus: „Nicht das Wort Europa ist notwendigerweise bedeutsam für das Aufbauen eines Europas, das wir uns wünschen, sondern eine ethische Grundeinstellung, die von Gläubigen und Ungläubigen zusammengebracht wird. Hierbei fällt den Kirchen eine enorme Rolle zu, nämlich zu stimulieren, damit aus dem Christentum das Beste für das Gemeinwohl der gesamten Gemeinschaft gemacht wird“.

Damit die Kirchen diese Rolle auch wahrnehmen können, brauchen sie einen Freiraum, den der Staat nicht einengen darf. Nur ein solcher Freiraum ermöglicht den Kirchen, ihren Beitrag zum sozialen Miteinander zu leisten und die Beteiligung des Einzelnen und kleiner Gruppen zu aktivieren. Darum ist es so wichtig, die Kirchen nicht einfach als Teil der Zivilgesellschaft oder als Nichtregierungsorganisationen zu betrachten, wie es derzeit auf europäischer Ebene oft geschieht. Die Kirchen sind keine Organisationen im Sinne von so genannten NROs (oder NGOs), die die Interessen ihrer Mitglieder bündeln, um sie wirkungsvoller in die Politik einzubringen. Die Kirchen handeln in Erfüllung ihres eigenen Auftrags, der ihnen vom Evangelium – im

Gebot der Nächstenliebe und im Eintreten für die Gerechtigkeit – aufgegeben ist. In diesem Sinne ist der Status der Kirchen in Europa wesentlich, so wie er auch seine Anerkennung gefunden hat in der so genannten „Kirchenerklärung“ zum Amsterdamer Vertrag. In dieser Erklärung bekennt sich die Europäische Union zum geistig-religiösen Erbe und erkennt den Status der Kirchen in den einzelnen Mitgliedstaaten an. Diese Feststellungen sind jetzt im Artikel I-52 (bisher 51) des europäischen Verfassungsentwurfs verbindlich festgehalten. Aber dies darf nicht so sehr rückwärts gewandt verstanden werden, wie es oft geschieht. Dies kann praktisch eine Relativierung der Bedeutung für die Gegenwart mit sich bringen. Man wird dies für die heutige Gestalt der Präambel und auch für die Präambel der „Charta der Grundrechte der Union“ (Teil II) bedauern müssen. Es geht gerade um eine offensive Investition für die Zukunft. In den künftigen Prozessen sollten darum die Kirchen besser einbezogen werden. Sie können und wollen in diesem Reformprozeß als diejenigen, die die grundlegenden Aspekte der geistigen und religiösen Grundlagen Europas vertreten und bewahren, einen wesentlichen Beitrag leisten. Das hat die Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (COMECE) in einer Erklärung zum Europäischen Rat von Laeken und in weiteren Stellungnahmen immer wieder betont. Man wird sehen, wie Artikel I-52 rezipiert und vor allem Absatz 3 umgesetzt wird.

Zur Zeit erleben wir die Welt in einem großen Umbruch. Auch die Europäische Union steht an einem Scheideweg. Die Gefahren, die von außen drohen, ebenso wie drängende Fragen, wie sie sich zur Zeit auf europäischer Ebene am Beispiel der Bioethik oder der Zuwanderung oder der sozialen Rechte der Arbeitnehmer stellen, verlangen nach einer Antwort.

Wir müssen fragen, wie die ökonomisch erfolgreiche, europäische, westliche Gesellschaft ihre kulturelle Apathie überwinden kann. Angesichts der Notwendigkeit der Integration eines Europa, das nicht homogen, sondern von kulturellen Verschiedenheiten geprägt ist, können gerade die Kirchen zur intensiveren Europäisierung der Europäischen Union beitragen. Und zwar, indem sie ihre traditionelle, im Glauben gründende Option gerade auch für die Modernisierungsverlierer wahrnehmen, indem sie zivilgesellschaftliche Ressourcen fördern, und sie grundlegende sozioethische Diskurse über eine gerechte Wirtschaft, politische Partizipation und kulturelle Integrität einfordern.

Wie ich anlässlich des Kongresses der Europäischen Gesellschaft für katholische Theologie im August 2001 in Graz bereits gefordert habe, darf es keine europäische Dominanz auf Kosten regionaler Identität geben. Die da und dort bestehende Einheitsbesessenheit darf nicht ungeniert an der Vielheit der Sprachen sowie der Denk- und Lebensformen Europas vorbeigehen. Auf diesen Punkt werde ich nochmals eigens zurückkommen.

Wir dürfen aber nicht nur auf Europa selbst schauen. Dies hat es auch in seiner Geschichte kaum so vollzogen (vgl. dazu G. Schulz, *Europa und der Globus*, Stuttgart 2001). Europa muß möglichst bald seine weltweite Verantwortung gegenüber den Armen, den Entwicklungsländern, dem Hunger, der Schuldenlast, vielfältiger Ungerechtigkeit und Bedrohung der Schöpfung unter Beweis stellen. Unsere Außenpolitik auf europäischer Ebene bedarf hier einer ganz neuen Dynamik, die man zum Beispiel an dem ziemlich jämmerlichen Vorgehen gegen fundamentale Menschenrechtsverletzungen in Darfour/Sudan vermißt.

Die Kirchen müssen in diesem Zusammenhang Fehlentwicklungen viel stärker entgegensteuern und eine Europa-

Mentalität fördern, die auch seiner globalen Verantwortung mehr und mehr entspricht. Dies geschieht auf der einen Seite durch einen intensiven Einsatz zugunsten der Menschen in den Ländern der Dritten Welt. Aber es gibt auch eine regionale Zusammenarbeit vor allem im Bereich von Ausgleich und Versöhnung zwischen den Staaten, die sich im letzten Jahrhundert in mörderischen Kriegen feindlich gegenüberstanden und oft weitgehend zerstört haben. So gibt es Neuanfänge schon sehr früh, ja noch während des Zweiten Weltkrieges im Westen, zum Beispiel als der französische Bischof P.M. Théas von Lourdes im März 1945 einen Gebetsaufruf für den Frieden und zur Versöhnung mit den Deutschen initiierte, woraus übrigens die Pax-Christi-Bewegung als Internationale Katholische Friedensbewegung hervorging, die heute in über 50 Ländern der Welt eindrucksvoll tätig ist.

Diesen Bemühungen muß die volle Aussöhnung mit unseren östlichen und südosteuropäischen Nachbarländern hinzugesellt werden. Ich brauche hier nicht den langen Weg der deutsch-polnischen Versöhnung nachzeichnen, der den berühmten Briefwechsel zwischen dem deutschen und dem polnischen Episkopat am Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) zu einem Höhepunkt führte. Ähnliches ist auch zwischen der Tschechoslowakischen beziehungsweise Tschechischen und der Deutschen Bischofskonferenz besonders in der Wendezeit 1989/90 geschehen, wobei ich auch in diesem Zusammenhang an die fruchtbare Kooperation mit dem Erzbischof von Prag, Miloslav Kardinal Vlk, und besonders auch mit seinem mutigen Vorgänger, Frantisek Kardinal Tomasek, denke. Auch hier haben wir wichtige Zeugnisse.

In diesem Zusammenhang muß auch eine eigene Aufgabe genannt werden, nämlich der interreligiöse Dialog. Er ist wichtig, um gemeinsam den Sinn von Religion auch in der modernen Welt aufzuzeigen und zu stützen, um die

„Grundwerte“, die den Religionen gemeinsam sind (vgl. das „Weltethos“ von Hans Küng), zu festigen und um gemeinsam sowohl in den einzelnen Ländern als auch weltweit Religionsfreiheit und gegenseitige Achtung, Frieden und Solidarität zu fördern. Dabei ist in Europa der Dialog besonders wichtig mit dem Judentum, das zu den Fundamenten und Wurzeln des Christentums gehört, und mit dem Islam, der einerseits mit dem Judentum und dem Christentum zu den abrahamitischen Religionen gehört und andererseits eben auch heute die religiöse Überzeugung sehr vieler Mitbürger in den meisten Ländern vor allem Westeuropas darstellt.

Dieser Prozeß einer tieferen Fundierung gemeinsamer Werte geschieht weitgehend im Dialog und durch Argumentation. Es muß dabei auch einen echten geistigen Wettbewerb geben, der nicht durch Machtansprüche und politisch-ökonomische Interessen verzerrt werden darf. Für dieses Gespräch, das an der Suche nach der Wahrheit orientiert und zielgerichtet sein muß, ist auch die Unterscheidung der Geister immer wieder wichtig. Es kann nicht um eine billige Anpassung an bestimmte Trends oder um eine gemeinsame Grundlage auf dem kleinsten Nenner gehen. Es ist gut, wenn wir uns hier an eine Orientierung des heiligen Paulus halten, der schon im ältesten Dokument des christlichen Glaubens uns die Weisung mitgibt: „Prüfet alles, behaltet das Gute!“ (1 Thess 5,21). Ähnlich sagt es im Blick auf die Beziehung zu den nicht-christlichen Religionen die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils „Nostra aetate“: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuch-

tet. Unablässig aber verkündet sie und muß sie verkündigen Christus, der ist ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ (Joh 14,6), in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat.... Deshalb mahnt die Kirche ihre Söhne (und Töchter), daß sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch und Zusammenarbeit mit den Bekennern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern.“ (Nostra aetate 2)

In dieser Perspektive muß man, so scheint mir, auch die eingangs erwähnten Fragen angehen und vertiefen. Dies gilt vor allem für die Frage einer Vollmitgliedschaft der Türkei zur Europäischen Union. Es wird in jedem Fall ein langer Weg werden, wie ja auch die Optimisten und Befürworter einräumen. Schließlich ist die Einhaltung der Menschenrechte, zu denen auch und besonders die Religionsfreiheit gehört, ein ganz entscheidendes Element und Kriterium für eine Zugehörigkeit. Dann wird sich auch zeigen, ob Europa wirklich gemeinsame Grundlagen hat. Die Schwäche im Blick auf gemeinsame Werte, wie sie in den Problemen der Präambel, des Türkei-Beitritts, einer gemeinsamen Außenpolitik und auch der Bioethik zum Ausdruck kommen, spiegelt sich in vielen Bereichen. Es ist die Frage, ob sich Europa wirklich nochmals auf seine geistigen Grundlagen aus Bibel, Antike und Christentum besinnt und sie fruchtbar erneuern kann. Dies wird nicht zuletzt die Aufgabe der nächsten Zukunft sein.

Karl Kardinal Lehmann

<i>1936</i>	geboren in Sigmaringen
<i>1956-64</i>	Studium der Philosophie und Theologie an den Universitäten Freiburg i.Br. und Rom
<i>1963</i>	Priesterweihe in Rom
<i>1964-67</i>	Wissenschaftlicher Assistent bei Karl Rahner
<i>1968-83</i>	Ordentlicher Professor für Dogmatik und Theologische Propädeutik beziehungsweise Ökumenische Theologie an den Universitäten Mainz und Freiburg i.Br.
<i>1983</i>	Bischof von Mainz
<i>1987</i>	Vorsitzender der Deutschen Bischöfskonferenz
<i>2000</i>	Großes Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband
<i>2001</i>	Erhebung zum Kardinal

Auszeichnungen (Auswahl)

Zahlreiche Ehrendokorate, Mitgliedschaften in Akademien
und Kongregationen sowie Veröffentlichungen

Europa bauen, den Wandel gestalten

Vortragsreihe

Klaus Töpfer

Globalisierung – Konsequenzen für die deutsche Politik in internationalen Organisationen, Oktober 2001

Daniel S. Hamilton

Die Zukunft ist nicht mehr, was sie war: Europa, Amerika und die neue weltpolitische Lage, Februar 2002

Mahmoud Hamdi Zakzouk

Der Islam und Europa – ohne Dialog keine Zukunft, Juli 2002

Janusz Reiter

Die Erweiterung der Europäischen Union – was kommt danach?, Januar 2003

Alfred Grosser

Deutschland, Frankreich, Europa: was war, was ist, was wird?, August 2003

Amos Elon

Die Rolle der Juden im neuen Europa, Februar 2004

Erwin Teufel

Europa im Umbruch, August 2004

Die Robert Bosch Stiftung

Die Robert Bosch Stiftung verkörpert innerhalb der Verfassung des Hauses Bosch die gemeinnützigen und sozialen Bestrebungen des Firmengründers und Stifters Robert Bosch (1861-1942). Sie ist eine der großen unternehmensverbundenen Stiftungen in Deutschland und wurde 1964 gegründet. Innerhalb ihrer Zwecke entwickelt sie Förderungsprogramme und unterstützt modellhafte, praxisbezogene Einzelprojekte, die zeitlich befristet sind.

Derzeit bezieht sich die Förderung auf folgende Bereiche: Wissenschaft in der Gesellschaft, Gesundheit und Humanitäre Hilfe, Völkerverständigung sowie Jugend, Bildung und Bürgergesellschaft. Die internationalen Aktivitäten der Stiftung konzentrieren sich auf Frankreich, die USA, die Türkei sowie Länder Mittel- und Osteuropas. 2003 wurden rund 49 Millionen Euro für Fördervorhaben bewilligt.

ROBERT BOSCH STIFTUNG

Robert Bosch Stiftung GmbH
Heidehofstraße 31
70184 Stuttgart

E-Mail: info@bosch-stiftung.de
www.bosch-stiftung.de

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung
Foto: Susanne Kern
November 2004

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek
erhältlich

© 2004 Robert Bosch Stiftung GmbH, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-922934-77-3